

---

# Kognitionswissenschaftliche Sozial- und Kulturtheorien

## Eine Bereicherung für die Kulturosoziologie des 21. Jahrhunderts? Ein pugilistischer Versuch

Frithjof Nungesser

»Life is like boxing in many unsettling respects.«  
*Joyce Carol Oates – On Boxing*

---

### 1 Einleitendes

Das Boxen gilt als »noble art« und »sweet science«; für manche ist es ein »Handwerk« oder gar eine Form »mönchischer Askese«, andere betrachten es hingegen schlicht als stupide, brutale oder sexistische Prügelei. Dieser schillernde Charakter scheint aber nur zum Teil zu erklären, warum das Boxen auf die Soziologie immer wieder eine gewisse Faszination ausgeübt hat. Bei genauerer Betrachtung scheint es eher so zu sein, dass sich recht verschiedene »Faszinationspole« für die soziologische Beschäftigung mit der pugilistischen Praxis identifizieren lassen und dass sie entsprechend aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet wird. Mindestens drei Perspektiven lassen sich unterscheiden, wobei diese mitunter auch innerhalb einzelner Arbeiten wechselwirken:

Die erste Weise, das Boxen soziologisch zu betrachten, zeigt sich etwa in Loïc Wacquants Studie *Leben für den Ring* (Wacquant 2003). Ein Gutteil des Buches setzt sich eine (auto-)ethnographische Beschreibung und Analyse des *Kulturphänomens* »Boxen« zum Ziel. Genauer: einer spezifischen kulturellen Ausprägung dieses Phänomens, die sich Wacquant Ende der 1980er-Jahre in einem *gym* im Süden Chicagos aneignete und im Zuge dessen untersuchte. In Studien dieses Zuschnitts werden auch Fragen nach der Herstellung von Gruppenidentitäten und Männlichkeit im Boxsport gestellt (vgl. z. B. Woodward 2007). Oder es werden die Wechselwirkungen des Boxens zu seiner Umwelt untersucht, zum Beispiel die zugleich symbiotischen wie antagonistischen Beziehungen zwischen der schützen-

den Welt des Boxstudios und der anomischen Welt der US-amerikanischen Ghettos (vgl. Wacquant 2003).

Innerhalb einer zweiten Perspektive ist das Boxen ein *illustratives Beispiel* im Rahmen eines umfassenderen Arguments. Für Norbert Elias etwa ist es ein einschlägiger Fall im Zuge eines größeren Prozesses der »Versportlichung«, welcher wiederum »den Charakter eines Zivilisierungsschubs« hatte (Elias 2003b: 274; zum Boxen z. B. Elias 2003a: 45 f.). Für Randall Collins ist das Boxen eine Form der »staged violence« – und damit eine jener sozialen Situationen, in denen die Konfrontationsspannung, die Angst vor Gewalt, durch andere emotionale Mechanismen überwunden werden kann (vgl. Collins 2008: 193 ff.).

Drittens kann das Boxen als *Modellsituation* dienen. Dieser Betrachtungsweise zufolge weist die elementare Situation des Boxens eine Struktur auf, durch die sich bestimmte allgemeine Merkmale des Sozialen leichter erkennen lassen. Gerade in praxeologischen Arbeiten lässt sich diese dritte Einstellung finden. So schreibt etwa Robert Schmidt, der in seiner *Soziologie der Praktiken* immer wieder auf das Boxen zu sprechen kommt: »Sportliche Praktiken führen Eigenschaften sozialer Praktiken vor, die üblicherweise im Alltäglichen, Offensichtlichen und Selbstverständlichen verborgen sind.« (Schmidt 2012: 103; ähnlich Elias 2003b: 278)

Anhand der »Modellsituation« des Boxens, so die hier vorgebrachte Hauptthese, lassen sich sozial- und kulturtheoretisch bedeutende Konvergenzen nicht nur aufzeigen, sondern im Durchgang durch diese Modellsituation auch weiter vertiefen und ausdifferenzieren. Die behaupteten Konvergenzen möchte ich hier anhand dreier Strömungen andeuten: Zu den soziologisch etablierten Ansätzen der Praxistheorie und des Pragmatismus gesellen sich hierbei ausgewählte Beiträge aus dem Feld der Kognitionswissenschaften. Letztere, so glaube ich, können der soziologischen Diskussion wichtige Impulse geben.

Diese Behauptung mag verwundern, wenn man bedenkt, dass große Teile der Kognitionswissenschaften seit den 1950er-Jahren versucht haben, das menschliche Denken mittels Computermetaphern zu verstehen, wobei stark »modularistische« und »nativistische« Erklärungen vorherrschten (vgl. z. B. Jung 2011: 30; Schüler 2012: 86 ff.). So hat etwa die Evolutionäre Psychologie in den letzten Jahrzehnten mit solchen Argumenten insbesondere in den Sozialwissenschaften vehemente, ja teils entsetzte Kritik auf sich gezogen. Es ist daher nicht überraschend, dass sich die hier konsultierten kognitionswissenschaftlichen Positionen, die unter Schlagwörtern wie *enactivism*, *embodied cognition*, *extended mind* oder *distributed cognition* zusammengefasst werden, seit den 1980er-Jahren gerade über eine Absatzbewegung weg von modularistischen und nativistischen Ansätzen profiliert haben. Soziologisch interessant werden diese durchaus heterogenen Arbeiten, weil sie soziokulturelle Phänomene nicht als abhängige Variablen, als das über rein biologische Argumente zu Erklärende abtun, sondern soziokulturelle Faktoren als ent-

scheidende Erklärungsgrößen anerkennen und in ihre konzeptuellen Grundlagen entsprechend einbinden.

Da es mir im Folgenden um bestimmte Konvergenzen geht, werde ich die Nähe und die Übereinstimmungen weit mehr betonen als die Differenzen. Natürlich kann ich an dieser Stelle nur einige Entwicklungen und Perspektiven grob skizzieren; nicht nur aufgrund begrenzter Zeit und begrenzten Wissens, sondern auch deswegen, weil der Diskussionsstand oft noch keine genauen Schlüsse zuzulassen scheint. Die drei Stränge konvergieren daher nicht so sehr in gemeinsamen Lösungen, sondern in gemeinsamen Problemen.

---

## 2 Boxerische Konvergenzpunkte

### 2.1 Implizites Wissen

Mit Marcel Mauss ließe sich das Boxen als eine »Technik des Körpers« beschreiben. Diese definiert Mauss – selbst leidenschaftlicher Amateur-Boxer (vgl. Fournier 2006 [1994]: 11; Pickering 1998: 43) – als »die Weisen, in der sich die Menschen in der einen wie der anderen Gesellschaft traditionsgemäß ihres Körpers bedienen« (Mauss 1975 [1934]: 199). So wie nach Mauss »keine ›natürliche Art‹ zu gehen« (ebd.: 204) denkbar ist, gibt es auch keine natürliche Art zu boxen. Schon Mauss spricht daher von »der sozialen Natur des ›habitus‹«. Die Techniken des Körpers sind das »Werk der individuellen und kollektiven praktischen Vernunft« (ebd.: 202 f.). Wie in anderen Texten nach dem Ersten Weltkrieg fordert Mauss für diese Körpertechniken eine dreifache Betrachtung des »totalen Menschen«. Nur durch interdisziplinäre Forschung an den Grenzen von Physiologie, Psychologie und Soziologie ließen sich diese Praktiken erfassen.

Die Aneignung der Körpertechnik des Boxens beschreibt Wacquant als »Prozess einer körperlich-sportlichen, perzeptuellen, emotionalen und mentalen Konversion« (Wacquant 2003: 13; s. a. 72 f.). Eine Konversion ist hier also ein zäher Prozess, weswegen sich Wacquant der Boxpraxis über ihre unspektakuläre, wenig glamouröse Seite, über »die graue und quälende Routine des Trainings« (ebd.) annähert – Woodlawn, Chicago; nicht Las Vegas oder Atlantic City. Der Weg der Konversion ist in erster Linie ein impliziter. Illustrativ ist etwa Wacquants Episode (vgl. 2003: 104 f.), in der er beschreibt wie er DeeDee, dem Trainer des *gyms* und eigentlichen Helden seiner Studie, erzählt, er habe ein Einführungsbuch über die Grundlagen des Boxens in der Universitätsbibliothek entdeckt – woraufhin DeeDee angewidert das Gesicht verzieht und resolut erklärt: »Boxen lernt man nicht aus Büchern. Boxen lernt man in der Halle«. Wacquant zieht daraus den Schluss, dass man »diese ›soziale Kunst‹ nur wissenschaftlich fassen kann, indem

man sich, in Echtzeit und realen Situationen, einer Initiation in diese Praxis unterzieht.« (ebd.) In (auto-)ethnographischem Auftrag wird er selbst zum Boxer. Sein Körper dient zugleich als Forschungsinstrument und -gegenstand.

In diesen Passagen wird das Boxen auch bei ihm zu einem Lehrmodell (vgl. v. a. Wacquant 2005: 446; 2003: 62 ff., 103 ff.). Dieses soll dazu dienen, allgemeine Merkmale von Praktiken offenzulegen. Vor allem hofft er, auf diesem Wege zu einer Analyse der Boxpraxis zu kommen, die dem »scholastischen Fehlschluss« entgeht; die nicht die »Logik der Theorie« an die Stelle der »Logik der Praxis« projiziert; die erkennt, dass die pugilistische Situation »keine Zeit und Distanz«, keine *scholé*, ermöglicht (ebd.: 2003: 101); die den eigentümlichen boxerischen Habitus samt seiner »Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata« (Bourdieu 1987 [1980]: 101) erfasst.

Was man im *gym* lernt, liegt, so Wacquant, »im Grenzbereich dessen [...], was sich intellektuell sagen und begreifen lässt« (Wacquant 2003: 62). Das ist auf instruktive Weise ungenau formuliert. Liegt das Gelernte jenseits oder diesseits der Grenze? Werden die Fragen durch das Konzept der »direkten Einverleibung« (ebd.: 63) gelöst? Was heißt es genau, wenn behauptet wird, dass die Praxis einer Logik gehorche, die das »diskursive Bewusstsein« umgeht (ebd.: 62)? Was würde das für die »diskursive Praxis« etwa in der Wissenschaft bedeuten? Und schließlich: Wenn all dieses Wissen stumm, nicht-diskursiv und verkörpert ist – wie können wir es dann von anderen übernehmen? Wie genau funktioniert die »heimliche Überredung durch eine stille Pädagogik«, der in Bourdieus Arbeiten zentraler Stellenwert zukommt (Bourdieu 1987 [1980]: 128)?

Kritische Fragen ließen sich in anderer Form auch an eine pragmatistische Konzeption impliziten Wissens richten. All dies verweist darauf, dass diese Diskussion gerade erst am Anfang steht – was auch daran deutlich wird, dass der inzwischen geläufige Begriff des »impliziten Wissens« selbst umstritten ist (vgl. z. B. Loenhoff 2012: 7; Turner 2012: 215 ff.). Mein erster Konvergenzpunkt stellt sich somit eher als eine Problemkonvergenz heraus. *Dass* das Problem des impliziten Wissens von zentraler sozial- und kulturtheoretischer Bedeutung ist, wird von verschiedenen Strömungen betont. *Was* darunter genau zu verstehen ist, bleibt jedoch noch relativ unklar. Praxistheorie und Pragmatismus scheinen zumindest darin übereinzustimmen, dass nur ein »starker Begriff« von implizitem Wissen haltbar ist. Jens Loenhoff definiert einen solchen als die Überzeugung, dass »ein vorprädikatives Wissen, *wie* Handlungen vollzogen werden, primär gegenüber dem propositional artikulierten thematischen Wissen ist. Mit der Annahme des grundlegenden Status des Handelns und seiner primär sinnkonstitutiven Dimension verabschieden sie die Idee eines fundierenden Bewusstseins und begreifen implizites Wissen als weder repräsentierbar noch vollständig explizierbar.« (2012: 17)

Doch auch innerhalb eines solchen begrifflichen Rahmens wären Differenzierungen notwendig. Welche Arten »impliziten Wissens« lassen sich unterscheiden? Inwieweit fundieren diese einander? Weisen sie eine unterschiedliche Explizierbarkeit auf? Und wie werden sie jeweils tradiert? In den genannten kognitionswissenschaftlichen Strömungen wird nicht nur von vielen an einem »starken Begriff« impliziten Wissens festgehalten (vgl. z. B. Noë 2005: 286). Wie etwa die Kontroverse zwischen Stephen Turner und Omar Lizardo um die mögliche Bedeutung des Systems der Spiegelneuronen für eine »stille Pädagogik« zeigt, werden bereits Diskussionen geführt, die Konzepte aus dem kognitions- und neurowissenschaftlichen Kontext mit spezifischen soziologischen Problemstellungen in Zusammenhang bringen (vgl. Lizardo 2007; Turner 2007). Aus pragmatistischer Perspektive ließe sich zudem nach der Bedeutung von Reflexivität und intersubjektiver Problembearbeitung innerhalb dieser Prozesse impliziter Wissensaneignung fragen. Ließe sich nicht etwa die Bedeutung des Trainers oder der Trainerin oder der Praxis des Sparrings als institutionalisierter Mechanismus der Routinebrechung verstehen, der gerade die Problematisierung impliziten Wissens ermöglichen und schlussendlich zu neuen, besseren boxerischen Sedimentierungen führen soll?

## 2.2 Verkörperte soziokulturelle Wahrnehmung

Vor seinem Weltmeisterschaftskampf im Jahr 1964 überzog Cassius Clay – kurz bevor er zu Muhammad Ali wurde – den damaligen Titelträger Sonny Liston mit einem wochenlang andauernden psychologischen »Kleinkrieg« (vgl. Remnick 2000: 277 ff., Zitat hier 278). Dieser mündete beim rituellen, im Schwergewicht eigentlich unnötigen Wiegen vor dem Kampf in einem von Alis berühmtesten Reimen. Danach gefragt, auf welche Weise er den 7-zu-1-Favoriten Liston schlagen wolle, antwortete der zukünftige Weltmeister: »Float like a butterfly and sting like a bee / Your hands can't hit what your eyes can't see.« Der erste Vers lädt dazu ein, darüber nachzudenken, inwieweit nicht Metaphern – nach Lakoffs und Johnsons kognitionswissenschaftlicher Metaphertheorie (1980) konstitutiv verkörpert – eine indirekte Möglichkeit sind, implizites Wissen auszudrücken. Interessiert man sich hingegen für das Verhältnis von Wahrnehmung und Verkörperung, so ist der zweite Vers interessanter. Aus pragmatistischer, praxeologischer und kognitionswissenschaftlicher Sicht ließe sich hier eine Inversion vornehmen: Die Augen können nur sehen, was die Fäuste treffen können. Allgemeiner formuliert: spezifische körperliche Bewegungen, Fähigkeiten und Erfahrungen sind Voraussetzung für eine bestimmte Weise des Sehens.

Das Erlernen des Boxens bringt, so war schon zu hören, unter anderem auch eine »perzeptive Konversion« mit sich (Wacquant 2003: 13). Eine auf bestimmte

Weise ausdifferenzierte und habitualisierte Form der Wahrnehmung ist entscheidender Teil des praktischen Boxsinns. Durch diese Konversion erhält beim Schlagabtausch »jede Körperstelle des Gegners Hinweise, die im Entstehungszustand erfaßt werden müssen, im Ausholen zum Schlag oder im ausweichenden Zurückzucken errät man die Zukunft, also Schlag oder Finte«, so Pierre Bourdieu in *Sozialer Sinn* (1987 [1980]: 148). Diese ausgefeilte Wahrnehmung ist hierbei nicht nur auf die eigene Boxpraxis bezogen. Frappierend ist ja gerade, wie viel etwa eine erfahrene Trainerin in den Bewegungsabläufen ihrer Schützlinge erkennen kann.

Diese Einsichten lassen sich erweitern zu der generellen These des soziokulturellen Charakters und der generellen Handlungs- und Körpergebundenheit der Wahrnehmung. Damit wenden sich die genannten Ansätze gegen die lange Zeit vorherrschende, immer wieder kritisierte, aber noch immer weit verbreitete Abbildungstheorie der Wahrnehmung (vgl. Loenhoff 2001: 77 ff.; Noë 2006: 35 ff.). Dieses »photographic model of perception«, wie es der Kognitionswissenschaftler und Philosoph Alva Noë nennt (2006: 2), modelliert nicht nur sinnliche Wahrnehmung generell am angeblichen Leitsinn des Sehens, sondern versteht das Sehen selbst als das passive Eindringen von gegebenen visuellen Informationen: »We tend, when thinking about perception, to make vision, not touch, our paradigm, and we tend to think of vision on a photographic model. [...] On this view, the relation between moving and perceiving is only instrumental. [...] the seeing, and the moving, have no more to do with each other than [...] the boxer's left hook, and the training that preceded it.« (Noë 2006: 2 f.)

Anhand einer großen Bandbreite experimenteller Belege entwirft Noë seinen *enactivist approach* als Alternative. »Perception is not something that happens to us, or in us. It is something we do. [...] *What we perceive* is determined by *what we do* (or what we know how to do); it is determined by what we are *ready* to do.« (ebd.: 1; Herv. i. O.) Damit reformuliert und aktualisiert Noë nicht nur Argumente Merleau-Pontys, auf den er sich wiederholt bezieht, und dessen Arbeiten auch für die Entwicklung der Praxistheorie bedeutend waren, sondern auch eine Position, wie sie sich schon in der funktionalistischen Psychologie William James' und vor allem John Deweys ab den 1890er-Jahren finden lässt, und die wesentliche Voraussetzung für die Herausbildung des Pragmatismus war (vgl. v. a. Dewey 1896).

Um wahrzunehmen, müssen wir immer schon etwas verstehen. Kulturelles und Soziales beginnt nicht damit, dass die passiv empfangenen Informationen oder Bilder auf eine bestimmte Weise interpretiert werden, sondern es imprägniert bereits unsere Wahrnehmung.

### 2.3 Die sozialkognitiven Bedingungen der Möglichkeit des Boxkampfes

Wenn Bourdieu auf Mead zu sprechen kommt, dann bezieht er sich stets auf dessen Ausführungen zum Schlagabtausch zweier Boxer. Meads Beschreibung der pugilistischen Modellsituation stellt für ihn eine gelungene Erfassung der »Logik der Praxis« dar. Schon im *Entwurf einer Theorie der Praxis* schreibt er, »daß das typische hermeneutische Paradigma des Austauschs von Worten zweifellos weniger angemessen ist als das des Schlagabtauschs, das G. H. Mead zur Anwendung brachte: Im Kampf zwischen Hunden, ganz ähnlich wie in der Balgerei von Kindern und beim Boxkampf, ruft jede Geste eine Reaktion hervor, wird jede Körperhaltung des Gegners wie ein gewichtiges Zeichen einer Bedeutung behandelt.« (1979 [1972]: 146, meine Herv.; vgl. auch 1987 [1980]: 148)

Nun ist es korrekt, dass Mead in verschiedenen Arbeiten das Boxen – manchmal auch das Fechten – als Beispiel für den größtenteils habitualisierten und unreflektierten Gebärdencharakter auch der menschlichen Interaktion anführt und Boxen und Hundekampf damit einander angenähert (vgl. 1967 [1934]: 43 f.; 1980c [1910]: 227 f.; 1980d [1925]: 312, 321). Doch gerade in dem von Bourdieu zitierten *Mind, Self, and Society* dient das Beispiel des Boxkampfes primär dazu, die grundlegende *Differenz* zwischen Hundekampf und Boxsituation herauszuarbeiten (vgl. 1967 [1934]: 68, 72 f., 242 f.). Mead macht das v. a. an der Fähigkeit zur Finte deutlich, die nur durch die humanspezifische Fähigkeit zur Rollenübernahme verständlich gemacht werden kann. Weitere, von Mead nicht ausgeführte, Merkmale der intersubjektiven Virtuosität der Boxsituation ließen sich anführen. So werden die Bewegungen im Boxen von vornherein so trainiert, dass sie nicht nur physisch effektiv, sondern für den Kontrahenten auch besonders spät erkennbar sind. Auch dem Emotionsmanagement – sowohl »surface« als auch »deep acting« – kommt eine zentrale Bedeutung zu (vgl. Hochschild 2003 [1983]: 37 ff.): Schwächephasen, Schwachstellen und Schmerzen werden überspielt oder gerade vorgespielt, wobei letzteres wiederum auf dem Wissen beruht, dass die bewusste Kontrolle von gewöhnlich nicht-intentionaler nonverbaler Kommunikation ihre Grenzen hat.

Meads genaue Antwort auf die zentrale Frage, wie die menschliche Fähigkeit zur Rollenübernahme möglich wurde, stützt sich bekanntlich vor allem auf das Konzept der »Lautgebärde«, das er von Wilhelm Wundt übernimmt. Seine Argumentation wurde wiederholt kritisiert, aber bisher nicht entscheidend korrigiert. Auch an dieser Stelle bietet sich ein Blick auf die Kognitionswissenschaften, insbesondere auf die Arbeiten Michael Tomasellos, an. Ich kann hier nicht auf die substantiellen Gemeinsamkeiten zwischen Mead und Tomasello eingehen (vgl. z. B. Tomasello; Rakoczy 2003; Nungesser 2012), sondern nenne nur ganz kurz vier Dif-

ferenzen, die bei einer Reformulierung von Meads Argumentation zu berücksichtigen wären.

Mead und Tomasello argumentieren beide stark komparativ – beziehen sich aber auf unterschiedliche Vergleichsspezies. Während sich Tomasello auf nicht-menschliche Primaten, insbesondere Schimpansen, konzentriert, referiert Mead auf eine Reihe von sehr verschiedenen Arten, wobei vor allem den genannten Hunden eine prominente Rolle zukommt. Aus einer evolutionären Perspektive ist es freilich verwunderlich, dass Mead sich nirgendwo in seinem Werk genauer mit Primaten auseinandersetzt.<sup>1</sup> Natürlich ist hierbei zu berücksichtigen, dass die ersten fundierten tierpsychologischen Studien zu Menschenaffen – die von Robert Yerkes und Wolfgang Köhler – in den Jahren 1916 bzw. 1917 erschienen, das heißt nach der »formativen Phase« von Meads Sozialpsychologie, die im Jahr 1913 endet. Dennoch ist auffällig, dass sich neben der Unterscheidung zwischen »sozialen Insekten« und »Wirbeltieren« bei Mead keine weitere systematische Differenzierung findet (vgl. 1967 [1934]: 227 ff.; 1980d [1925]: 311 ff.), womit er schlussendlich trotz seines Anspruchs, die Humanspezifika aus ihrer evolutionären Kontinuität heraus zu erklären, in die problematische idealtypische und für die Soziologie charakteristische Entgegensetzung von »Mensch« und »Tier« zurückfällt.

Nimmt man die Auswahl der Referenzspezies und die Bedeutung von Wundts Lautgeste zusammen, so überrascht es *zweitens* nicht, dass Meads Suche nach einem Übergangskonzept auf der »vokalen Ebene« ansetzt. Tomasello hingegen bezieht sich auf Spezies, die über Hände verfügen, und kann sich auf die primatologische Einsicht stützen, dass lautliche Kommunikation bei nicht-menschlichen Primaten von individuellem Lernen unabhängig und genetisch fixiert zu sein scheint, während manuelle Gesten flexibel und strategisch eingesetzt werden (vgl. Tomasello; Call 1997: 243 ff.). Aus diesem Grund sucht er auf der manuellen Ebene nach einem Übergangskonzept – und findet es im Akt des »Zeigens« (vgl. z. B. Tomasello 2006).

Wenn man die jeweiligen Analysen der tierischen Gestenkommunikation vergleicht, so fällt *drittens* auf, dass Tomasellos Affen mit sehr viel ausgefeilteren sozialkognitiven Fähigkeiten ausgestattet sind als Meads Hunde. Insbesondere kompetitive Designs zeigen, dass Schimpansen ihre Handlungen und gestischen Signale hemmen und strategisch an die Wahrnehmungen anderer anpassen können (vgl. z. B. Tomasello; Call 1997: Kap.8.2.; Hare et al. 2006). Meads Beschreibung von tierischer Interaktion als rein instinktiver Gebärdenanpassung scheint also zumindest für Primaten deutlich übervereinfacht und zu mechanisch. Dies

---

1 Mindestens an zwei Stellen bezieht er sich kursorisch auf Primaten (vgl. 1980b [1907]: 150, 157; 1967 [1934]: 51) – wobei es sich hierbei nicht um Menschenaffen handelt (Mead spricht von »monkeys«, nicht von »apes«).



sollte uns darüber nachdenken lassen, das Konzept des »role-taking« aufzufächern und z. B. die Übernahme der Wahrnehmungen, Intentionen, kommunikativen Absichten und Überzeugungen anderer zu unterscheiden.

*Viertens* versucht Tomasello im Gegensatz zu Mead die evolutionären Bedingungen zu rekonstruieren, in denen der *flexible* Gebrauch *manueller* Gesten durch unsere *äffischen* Ahnen zur Entstehung symbolischer Kommunikation und humanspezifischer Formen von Kooperation geführt haben könnte. Evolutionsbiologisch plausibel ist seiner Meinung nach nur, dass kooperative gestische Kommunikation dadurch entstand, dass sie in mutualistischen Kontexten sowohl dem »Gestengeber« als auch dem »Gestennehmer« nutzte (vgl. Tomasello 2008: 170). Symbolische Kommunikation entstand demnach in mutualistisch-kooperativen Situationen in Form von manuellen Gesten. Gesprochene symbolische Kommunikation wäre in dieser Perspektive erst eine spätere, hierauf aufbauende Entwicklung.

---

### 3 Schlussbemerkung

Anhand der Modellsituation des Boxens habe ich sehr skizzenhaft drei Themenbereiche markiert, in denen sich nicht nur pragmatistische und praxistheoretische, sondern auch bestimmte Strömungen in den Kognitionswissenschaften treffen und in einen produktiven Dialog eintreten können. Die genannten Themenbereiche sind miteinander verschränkt und weitere solcher Bereiche könnten hinzugefügt werden. So ließen sich auch für die sozialtheoretische Aufwertung der dinglich-materiellen Dimensionen des Sozialen oder für die Annahme einer in den Praktiken inhärent angelegten Normativität jeweils »Gesprächspartner« finden.

Dieser Dialog mit naturwissenschaftlich orientierten Perspektiven sollte von der Soziologie offensiv geführt werden. Damit würde sie an die integrative Stoßrichtung anschließen, wie sie im Pragmatismus, aber auch in der Philosophischen Anthropologie, lange Zeit verfolgt wurde. Aus Angst vor Reduktionismen diese Strömungen zu ignorieren, stellt aus meiner Sicht keine Alternative dar. Dies würde nur bedeuten, problematische Alltagsanthropologien den Einsichten der Humanwissenschaften vorzuziehen (vgl. Bloch 2012: 8). Wie gezeigt wurde, existiert eine Reihe von kognitionswissenschaftlichen Ansätzen, die nicht dem Reduktionismus frönen. Diese nehmen soziokulturelle Erklärungsgrößen nicht nur ernst, sondern helfen dabei, die Gründe ihrer fundamentalen Bedeutung anthropologisch besser zu verstehen. Auf diese Art von anthropologischer Grundlagenreflexion sollte die Soziologie nicht verzichten.

## Literatur

- Bloch, M. (2012): *Anthropology and the cognitive challenge*. Cambridge.
- Bourdieu, P. (1979 [1972]): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, P. (1987 [1980]): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M.
- Collins, R. (2008): *Violence. A micro-sociological theory*. Princeton.
- Dewey, J. (1896). *The Reflex Arc Concept in Psychology*. In: *The Psychological Review*, III, 4, S. 357–370.
- Elias, N. (2003a): *Einführung*. In: Elias, N.; Dunning, E.: *Sport und Spannung im Prozess der Zivilisation*. Frankfurt a. M., S. 42–120.
- Elias, N. (2003b): *Sport und Gewalt*. In: Elias, N.; Dunning, E.: *Sport und Spannung im Prozess der Zivilisation*. Frankfurt a. M., S. 273–315.
- Fournier, M. (2006): *Marcel Mauss. A biography*. Princeton.
- Hare, B.; Call, J.; Tomasello, M. (2006): *Chimpanzees deceive a human competitor by hiding*. In: *Cognition*, 101, S. 495–514.
- Hochschild, A. R. (2003 [1983]): *The managed heart. Commercialization of human feeling*. Berkeley.
- Jung, M. (2011): *Verkörperte Intentionalität – Zur Anthropologie des Handelns*. In: Hollstein, B.; Jung, M.; Knöbl, W. (Hg.): *Handlung und Erfahrung. Das Erbe von Historismus und Pragmatismus und die Zukunft der Sozialtheorie*. Frankfurt a. M., S. 25–50.
- Lakoff, G.; Johnson, M. (1980): *Metaphors we live by*. Chicago.
- Lizardo, O. (2007): »Mirror Neurons,« *Collective Objects and the Problem of Trans-mission. Reconsidering Stephen Turner's Critique of Practice Theory*. In: *Journal for the Theory of Social Behavior* 37 (3), S. 319–350.
- Loenhoff, J. (2001): *Die kommunikative Funktion der Sinne. Theoretische Studien zum Verhältnis von Kommunikation, Wahrnehmung und Bewegung*. Konstanz.
- Loenhoff, J. (2012): *Einleitung*. In: Loenhoff, J. (Hg.): *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven*. Weilerswist, S. 7–30.
- Mauss, M. (1975): *Die Techniken des Körpers*. In: Mauss, M.: *Soziologie und Anthropologie*. Band 2. München, Wien, S. 197–220.
- Mead, G. H. (1967 [1934]): *Mind, self, & society from the standpoint of a social behaviorist*. Hg. v. Ch. W. Morris. Chicago.
- Mead, G. H. (1980a): *Gesammelte Aufsätze*. Band 1. Hg. v. H. Joas. Frankfurt a. M.
- Mead, G. H. (1980b [1907]). *Über tierische Wahrnehmung*. In: Mead 1980a, S. 149–158.
- Mead, G. H. (1980c [1910]): *Welche sozialen Objekte muß die Psychologie voraussetzen?* In: Mead 1980a, S. 222–231.
- Mead, G. H. (1980d [1925]). *Die Genese des Selbst und der sozialen Kontrolle*. In: Mead 1980a, S. 299–328.
- Noë, A. (2005): *Against Intellectualism*. In: *Analysis* 65 (4), S. 278–290.
- Noë, A. (2006): *Action in perception*. Cambridge.
- Nungesser, F. (2012): *Three Dimensions of the Sociality of Action. Some Reflections Based on the Cultural Psychology of Michael Tomasello and Sociological Pragmatism*. In: *European Journal of Pragmatism and American Philosophy*

- IV, 1, 2012, S. 178–207 [[http://lnx.journalofpragmatism.eu/wp-content/uploads/2012/07/10\\_nungesser.pdf](http://lnx.journalofpragmatism.eu/wp-content/uploads/2012/07/10_nungesser.pdf)].
- Oates, J. C. (2006): *On Boxing*. Updated and Expanded Edition. New York u. a.
- Pickering, W. S. F. (1998): Mauss' Jewish Background. A Biographical Essay. In: James, W.; Allen, N. J. (Hg.): *Marcel Mauss. A centenary tribute*. Oxford, S. 43–60.
- Remnick, D. (2000): *King of the world. Der Aufstieg des Cassius Clay oder die Geburt des Muhammad Ali*. Berlin.
- Schmidt, R. (2012): *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Berlin.
- Schüler, S. (2012): *Religion, Kognition, Evolution. Eine religionswissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Cognitive Science of Religion*. Stuttgart.
- Tomasello, M. (2006): *Why Don't Apes Point?* In: Enfield, N. J.; Levinson, S. C. (Hg.): *Roots of human sociality. Culture, cognition and interaction*. Oxford, S. 506–524.
- Tomasello, M. (2008): *Origins of human communication*. Cambridge.
- Tomasello, M.; Call, J. (1997): *Primate cognition*. New York u. a.
- Tomasello, M.; Rakoczy, H. (2003): *What Makes Human Cognition Unique? From Individual to Shared to Collective Intentionality*. In: *Mind & Language*, 18(2), S. 121–147.
- Turner, St. (2007): *Mirror Neurons and Practices. A Response to Lizardo*. In: *Journal for the Theory of Social Behavior* 37 (3), S. 351–371.
- Turner, St. (2012): *Implizites Wissen und das System der Spiegelneuronen*. In: Loenhoff, J. (Hg.): *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven*. Weilerswist, S. 215–243.
- Wacquant, L. (2003): *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*. Konstanz.
- Wacquant, L. (2005): *Carnal Connections. On Embodiment, Apprenticeship, and Membership*. In: *Qualitative Sociology* 28 (4), S. 445–474.
- Woodward, K. (2007): *Boxing, Masculinity and Identity: The »I« of the Tiger*. London.

## Kommentar zu Frithjof Nungesser

Jens Loenhoff

In seinem Beitrag votiert Frithjof Nungesser für die sorgfältige Rezeption kognitionswissenschaftlicher Sozial- und Kulturtheorien, von denen er annimmt, sie seien inspirierend für die zeitgenössische kultursoziologische Theorie- und Begriffsbildung. Vor dem Hintergrund dieser Vermutung stellt er drei Thesen zur Diskussion, die er am Beispiel einer spezifischen Körpertechnik, nämlich der des Boxkampfes, miteinander in Beziehung setzen will. Dabei soll der Boxkampf nicht nur als kontingente kulturelle Praxis, sondern als epistemologisch gehaltvolle »Modellsituation« identifiziert werden, die die Bestimmung des deskriptiven und analytischen Potentials praxeologischer, pragmatistischer und (neuer) kognitionswissenschaftlicher Ansätze ermöglichen und als eine Art explikativer Lackmuestest fungieren soll. Die Thesen behaupten im Einzelnen (1) das zunehmende Interesse an den Formen impliziten Wissens als Konvergenzpunkt zwischen diesen Ansätzen, (2) eine durch implizites Wissen gestützte »verkörperte soziale Wahrnehmung« als Schlüssel zum Verständnis von Sozialität und Handlungskoordination und schließlich (3) die von der Analyse der »sozialkognitiven Bedingungen der Möglichkeit des Boxkampfes« ausgehenden Einsichten in Genese und Vollzugsmodi praktischer Intersubjektivität und symbolischer Interaktion.

(1) Im Hinblick auf das berechtigte Interesse am impliziten Wissen als Konvergenzpunkt zwischen praxeologischen, pragmatistischen und den durch eine Skepsis an cartesianischen und informationistischen Vorverständnissen korrigierten Kognitionswissenschaften reicht an dieser Stelle ein kurzer Zwischenruf: Ungeachtet der im Kontext impliziter Praktiken nicht ganz unproblematischen transzendentalistischen Formel von der »Bedingung der Möglichkeit« der Handlungskoordination müsste ein möglicher, noch weiter zu profilierender Begriff impliziten Wissens klären, wie auf einmal der Körper Träger eines Wissens sein soll, als dessen Ort vorher das cartesianische ego fungiert hat. Was »embodiment« in diesem Kontext genau heißen soll, ist vielfach unklar, aber das ist nicht

von Nungesser zu verantworten, denn das scheint überhaupt noch keiner so genau zu wissen (Loenhoff 2013). Gegenüber dem hier beiläufig gegebenen Verweis auf die Neuroforschung wäre ich indessen skeptisch. Eine befriedigende Klärung durch die behauptete Funktion der Spiegelneurone leuchtet schon deshalb nicht recht ein, weil die hier angebotene Problemlösung an der Normativität von kulturellen Praktiken und dem sie stützenden impliziten Wissen zwangsläufig vorbeigeht, insofern die Neuroforschung einzelne Gehirne aus der Beobachterperspektive untersucht. Praktische Intersubjektivität aber vollzieht sich in und durch die Performativität des Handelns personaler Akteure (nicht von Gehirnen), deren Selbst- und Weltverhältnisse *sozial* konstituiert sind. Die epistemologischen Probleme einer Neuroforschung, die Erklärungsansprüche hinsichtlich dieser praktischen Intersubjektivität erhebt, sollte sich eine Sozialtheorie nicht ohne Not aufbürden (Loenhoff 2012). Unklar, mindestens aber kontrovers – nicht bei Nungesser, sondern in der diesbezüglichen Forschung – ist darüber hinaus die Vermutung, es ließen sich heterogene Arten impliziten Wissens identifizieren, die hinsichtlich ihrer Explizierbarkeit unterschieden oder gar in ein Fundierungsverhältnis gebracht werden könnten (so etwa Collins 2012).

(2) Zweifellos ist die begriffliche und empirische Aufklärung einer durch kulturspezifisches implizites Wissen gestützten »verkörperten sozialen Wahrnehmung« ein Beitrag zum besseren Verständnis von Sozialität und Handlungskoordination. Doch drängt sich hier aus einer innerhalb der Psychologie mittlerweile unpopulär gewordenen Historiographie ihrer eigenen Themen die Metapher vom alten Wein in neuen Schläuchen auf. Die von Nungesser bei den neueren Ansätzen der Kognitionsforschung ausgemachten, mit den zunehmend resonanzfähigen Stichworten *enactivism*, *embodied cognition*, *extended mind* belegten, doch allenfalls lose gekoppelten Distanzierungsbewegungen gegenüber früheren modularistischen und repräsentationistischen Positionen ist, so fürchte ich, derzeit eher eine Problemanzeige als ein mit durchgearbeiteten Begriffen oder gesicherten Erkenntnissen auftretender Perspektivenwechsel. Die Rückvergewisserung einiger Teile der zeitgenössischen Kognitionstheorie bei Autoren wie Heidegger, Merleau-Ponty, Dewey, Victor v. Weizsäcker und der Gestalttheorie wirft nämlich über fachinterne Reflexivitätsgewinne die Frage auf, ob die Kognitionswissenschaft die bisherige Identität ihres Gegenstandes noch halten kann; insbesondere dann, wenn sie zu der Einsicht käme, dass der kognitiven Organisation kaum zugerechnet werden kann, was eigentlich den Gewohnheiten der Interaktion und den damit verbundenen zwischenleiblichen Strukturen geschuldet ist. Diese Frage ist insofern dringend, als dass von ihr abhängt, ob man der (neueren) Kognitionstheorie zutrauen soll, etwas zum besseren Verständnis emergenter kultureller Praktiken und ihren Explikationen, Objektivationen, Resignifikation etc. – also zu dem, was wir dann »Kultur« nennen – beitragen zu können. Mit anderen Worten:

Wie die Kognitionstheorie die Ko-Autorschaft von Sinn begreifen möchte, ohne dabei ihren Gegenstandsbezug so zu verändern, dass man fragen muss, was daran dann noch spezifisch kognitionswissenschaftlich ist, bleibt bislang noch ein wenig rätselhaft.

(3) Nach Perspektivenkonvergenzen zu fragen und Anschlussfähigkeiten zu prüfen, ist sachlich gerechtfertigt und um konkurrierende Geltungsansprüche zu prüfen auch wichtig. Dies allerdings ist auch an Bedingungen gebunden. Sie betreffen zunächst die Klärung der heterogenen Vorverständnisse und begrifflichen Vorentscheidungen, die die erhofften Beziehbarkeiten erschweren könnten, weil sich zeigt, dass die Bezugsgegenstände der Ansätze vollkommen verschiedene sind, selbst wenn man in gleichen oder ähnlichen Termini spricht (Inter-subjektivität, Handeln, embodiment etc.). Allein die Tatsache, dass erneuerte Kognitionsforschungen »soziokulturelle Faktoren als entscheidende Erklärungsgröße anerkennen und in ihre konzeptuelle Grundlagen einbinden«, räumt die diesbezüglichen Bedenken noch nicht aus. Der Umstand, dass sich Teile der Soziologie seit kurzem im Tomasello-Fieber von den Ergebnissen der Primatenforschung begeistern lassen und von dort die Erlösung der Handlungs- und Sozialtheorie vom Übel des in einheitlichen Begriffen kaum zu fassenden Übergangs von wechselseitigen Verhaltensreaktionen hin zu reflexiver Intentionalität erhoffen, ist tatsächlich eine gute Gelegenheit, das Problem der unterschiedlichen Vorverständnisse und ihrer Terminologien – gattungsgeschichtliche, kognitionswissenschaftliche, sozial- und handlungstheoretische – zu diskutieren. Das konstitutionslogische Paradox, dass humane Akteure diejenige Sozialität konstituieren, durch die wiederum sie selbst als solche Akteure konstituiert werden, wird auch Tomasello nicht los, denn der Einbau einer genetischen Explikation der Perspektivenübernahme zieht nicht unerhebliche Erklärungslasten nach sich, weil sie die Gefahr einer naturalistischen Reduktion einschließlich der damit verbundenen Pseudoerklärungen verschärft, wie etwa Renn (2014) in seiner kürzlich formulierten Tomasello-Kritik treffend diagnostiziert. Im Lichte der Frage nach der Koreferenz naturalistischer und hermeneutischer Schlüsselbegriffe (also Reaktion auf Verhalten hier, Auslegung des Handelns dort; Spiegelneurone auf der einen, implizite Normativität der Handlungskoordination auf der anderen Seite) wird nämlich schnell deutlich, dass solche verschiedenen Vokabulare zu einer unterschiedlichen Individuierung von Bezugsgegenständen führen müssen. Die eigentümliche und innerhalb der »erneuerten« Kognitionsforschung ambivalente Stellung ihrer Begriffe zwischen einer naturalistischen und einer hermeneutischen Sprache trägt zudem nicht dazu bei, Bedenken über deren Vermögen auszuräumen, eine der Normativität sozialer Praktiken und der performativen Ebene der Ko-Autorschaft von sozialem Sinn angemessene Konzeptualisierung sicherzustellen und der Komplexität des Explanandums gerecht zu werden. Fluchtpunkt kul-

tursoziologischer Analysen, und dies hat Nungesser schließlich auch gar nicht im Sinn, kann kaum die Fortschreibung der allenthalben problematischen Psychologisierung sozialer Praktiken und die damit erkaufte Verfehlung von Emergenz sein, die wir schon hinlänglich von den Rational Choice-Ansätzen kennen.

Noch ein Letztes: Grundsätzlich ist natürlich, auch eingedenk der von Nungesser genannten Beglaubigung durch soziologische Klassiker, gegen den Boxkampf als Modellsituation für soziale Praktiken nichts einzuwenden. Bemüht werden wie so oft als Modellsubjekte vollsozialisierte Erwachsene, die schon über alles verfügen, was man zu dieser komplexen Form der Handlungskoordination benötigt. Wenn sich die von Nungesser so genannten »sozialkognitiven Bedingungen der Möglichkeit des Boxkampfes« von ihrer *Genese* her rekonstruieren lassen sollen, fragt sich, ob das Modell dann, also etwa aus der Perspektive der Ontogenese, noch so überzeugend ist. Strategisch verhalten kann man sich erst, wenn man schon die Erfahrung gelungener Handlungskoordination gemacht hat, weil dieses Gelingen das Differenzkriterium für jede Form der Täuschung und Verstellung ist und die kommunikativ erfolgreiche Täuschung auch unter die Kategorie gelungener Handlungskoordination fiele.

Wenn denn von neueren kognitionswissenschaftlichen Sozial- und Kulturtheorien ein Impuls für die zeitgenössische Kultursoziologie ausgehen soll, so wäre deren Gehalt sicher noch etwas kritischer zu prüfen. Nungessers Vorschlag, Konvergenzen nicht in geteilten Lösungen aufzusuchen, sondern in gemeinsamen Problemstellungen, dürfte dabei ein guter und fruchtbarer Ausgangspunkt sein.

---

## Literatur

- Collins, H.: Drei Arten impliziten Wissens. In: Loenhoff, J. (Hg.): Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven, Weilerswist 2012, S. 91–107.
- Loenhoff, J.: Fundierende Ebenen der Handlungskoordination. In: Fritz Böhle, F./Weirich, M. (Hg.): Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen. Bielefeld 2010, S. 59–78.
- Loenhoff, J. (Hg.): Einleitung. In: Loenhoff, J. (Hg.): Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven. Weilerswist 2012, S. 7–30.
- Loenhoff, J.: The Problem of the Body for a Theory of Tacit Knowledge, in: Frank Adloff, F./Gerund, K./Kaldewey, D. (Hg.): Revealing Tacit Knowledge: Embodiment and Explication. Bielefeld 2013 (erscheint).
- Renn, J.: Die Unergründlichkeit der Interaktion – Heidegger, Tomasello und die Explikation der Handlungssequenzialität. In: Tasheva, G. (Hg.): Heidegger und die Soziologie. Tübingen 2014 (erscheint).